



Der gute Ruf.

Von Carl Görlik.

(Nachdruck verboten.)

Von wem hängt am meisten der gute Ruf eines Menschen ab?

Meistentheils von solchen Menschen, die selbst keinen guten Ruf haben und auch keinen verdienen, unbedeutenden oder erbärmlichen Subjekten, die in dem Mergel über ihre eigene Unbedeutendheit höher stehende oder mit Vorzügen ausgestattete Persönlichkeiten mit ihren Verleumdungen zu verkleinern oder in den Staub zu ziehen versuchen.

Der Gradmesser für die Ehrenhaftigkeit eines Menschen — gleichviel ob Mann oder Frau, — ist unbedingt der, ob er über Andere klatscht und Erzählungen über die Thaten Dritter vorbringt, welche immer vergrößert werden, oft sogar ganz erfunden sind.

Wörtlich ehrenhafte und hochherzige Personen werden niemals — ohne Ausnahme — über einen Abwesenden Nachtheiliges sprechen, ja nicht einmal anhören, sondern sich lieber aus einem Kreise entfernen, wo der liebe Nächste mit scharfer Zunge durchgehöhelt wird.

Doch sind diese zarfühlenden und ehrenwerthen Menschen der kleinere, oder richtiger gesagt, weniger hervorretende Theil der menschlichen Gesellschaft, denn es liegt in der Natur der Sache, daß Schwärmer, Renommisten und großmäulige Verleumder allerorts das große Wort führen, während Leute, welche im Leben höhere Zwecke verfolgen, als ihren Mitmenschen die Ehre abzusuchen, und die sich edlen Beschäftigungen hingeben, selten oder nie sich öffentlich bemerkbar machen.

Es ist übrigens eine durchaus unrichtige und durch nichts gerechtfertigte Annahme und Behauptung, daß es besonders die Frauen sind, welche durch Klatschhuch und Geschäftigkeit den guten Ruf Anderer zerstören.

Keineswegs.

Es giebt jedenfalls ebenso viel männliche wie weibliche Klatschbuben. Klatschhuch und Verleumdung sind durchaus nicht durch das Geschlecht bedingt, sondern haften am Individuum.

Das Klatschen und verleumderische Verbrechen bestimmter Thatfachen ist bei den Männern noch gefährlicher, also auch verächtlicher und strafwürdiger als bei den Frauen, da man den Männern, welche in Amt und Würden stehen, ein Geschick führen oder ein Studium hinter sich haben, im Allgemeinen ein richtiges, weit umfassendes Urtheil zuraut, also auch mehr Werth auf die Aussage eines Mannes legt.

Und was renommiren und klatschen die Männer zusammen? Man muß es gehört haben, um es zu glauben. Im Allgemeinen und von Alters her sind die Kaffeegesellschaften der Frauen verrufen, als ob sie dem guten Ruf Anderer besonders gefährlich würden.

Da lieber Gott, in dieser Hinsicht sind die Kaffeegesellschaften der Frauen etwas sehr Unschädliches gegen die Weinluben, Freirenläden und Barbierlokale der Männer.

Die Frauen respektiren in ihren gefälligsten Mittheilungen stets eine gewisse Grenze, die Männer — d. h. wohlverstandenen diejenigen Männer, welche als Stammgäste die Wein- und Bierluben halbe Tage und ganze Nächte frequentiren, und von Wein oder Bier annimmt, diese Grenze nicht.

Sie renommiren und erzählen ihren Brüdern wahre Klatschgeschichten, und diese Klatschgeschichten werden dann mit Zulassen weiter folportirt, bis eine existenzerschütternde Sensationsnachricht daraus wird, welche sich zu der ersten Mittheilung verhält wie die Haus- und Hofverschüttende Lavine zu der ersten kleinen Schneeflocke, die von der Spitze des Berges abgelöst, hinabrollte und in diesem Weiterrollen bis zur Verderben bringenden Größe anwuchs.

Schlummer und gefährlicher noch als Worte sind halbe Andeutungen, hämliches Lächeln, geheimnißvolles Achselzucken, als ob man etwas ganz Besonderes wüßte — wohl sehr viel sagen könnte, aber nur nicht wollte, und dem Andern nicht überläßt, sich aus diesen höhnischen Andeutungen die tollste Standalgeschichte zusammenzusetzen und nach Belieben zu weiterer Verübung zu verbreiten.

Und das thut der Zweite dann auch ganz sicher, denn wenn dieser Zweite nicht auch ein gewissenhafter Mensch wäre, würde er jenen Ersten gar nicht zugehört haben, nicht einmal in dieser Heillosigkeit geblieben sein, denn gleiche Brüder — gleiche Kappen.

So wird der gute Ruf einer schönen Frau, eines solchen Geschäftsmannes oft zerstört, ohne daß die Betroffenen lange Zeit auch nur eine Ahnung davon haben.

Und nun erst die Berggrößen irgend einer an und für sich harmlosen Thatfache, welche man durch läugerliche Zulasse zu einer solchen Standalaffaire aufbauscht, daß der kleine wahre Embryo gar nicht mehr zu erkennen ist und aus der Würde ein Elefant gemacht wird. Hierfür ein Beispiel:

nur aus der Hand legen, um das Seidel „Echtes“ in die Hand zu nehmen und nachts in der „Vereinskneipe“ an der Tafelrunde des Königs Artus oder des Fürsten Gambrius theilnehmen, wo nur geacht, renommirt und geklatscht wird, zwei solcher Biedermänner sitzen also beim Frühchoppen, womit ihr edles Tagewerk beginnt, an dem Fenster ihrer besonders in Affektion genommenen Weinstube auf ihren Stammplätzen.

Madame X., eine seit kurzem verheirathete, schöne junge Frau, ehrenwerthe Gattin eines ebenso ehrenwerthen Mannes, Tochter eines solchen kleinen Beamten, geht auf der Straße vorbei, ohne Ahnung zu haben, daß sie von den Fenstern eines Weinlokals aus beobachtet wird!

„Da“, ruft der Eine der Zechlumpen, — „die kleine X.! Jamoses Weibchen! Sm!“

„Sie sagen das ja so bedeutungslos!“ — meint der Andere mit lächelndem Säbeln.

Der Dritte antwortet nicht, er streicht sich nur den Schnurrbart.

„Na, na, das scheint mir nicht richtig!“

„Ach, denken Sie doch nicht gleich etwas Schlimmes! läßt sich nun der erste Patron herbei, zu sagen, aber mit einer Miene, welche ebenso arrogant wie cynisch ist!“

Beide Biedermänner lachen, drohen sich scherzhaft mit den Fingern und blasen den Rauch ihrer Cigarren in künstlichen Ringeln in die Luft.

Nachtränge blasen und renommiren, das verstehen Beide meisterhaft.

Nun erzählt der Zechlumpen bei nächster Gelegenheit einem Dritten: —

„Die hübsche Madame X. ist doch eine rechte Kofette; ja, ja, stille Wasser sind tief!“

„So geht's weiter. Der Dritte setzt bereits hinzu: „Die hübsche Madame X. ist doch eine rechte Kofette; ja, ja, stille Wasser sind tief! Sie empfängt für eine Dame sehr viel Briefe!“

Der Vierte thut auch sein Theil im Weiterberichten: „Madame X. ist doch eine rechte Kofette; ja, ja, stille Wasser sind tief! Sie empfängt sehr viel Briefe, muß also sehr viel Freunde haben!“

Der Fünfte folportirt die Nachricht genau weiter. Er jagt nur statt „Freunde“ — „Liebhaber!“

Aus der Würde ist ein Elefant geworden, die ahnungslose, in jeder Hinsicht ehrenwerthe Madame X. hat einen unbedeutend zweideutigen Ruf bekommen, weil — es ist eine traurige Wahrheit — die Menschen immer viel leichter geneigt sind, das Schlechte zu glauben, wie das Gute. Das Schlechte bei anderen giebt Grund zur Selbstüberhebung, während Anerkennung des Guten zur Bewunderung verpflichtet. Aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Menschen spreizt und überhebt sich lieber, als daß sie einem Andern auch nur sein Recht zutommen läßt. Gott bewahre jeden guten Menschen vor dem, was die Menschen „Gerechtigkeit“ nennen.

Eine ähnliche Eroschreiberei herrscht oft unter Geschäftskonturrenten, von welchen der minder Thätigere, der weniger Erfolge aufzuweisen hat, — stets nur dieser — dem Konkurrenten, den er fürchtet, alles mögliche Böse, selbst Ehrenrühriges, nachsagt, um demselben das Geschäft zu verderben und ihn in der Achtung des Publikums herabzusetzen. Solch nichtswürdiges Treiben steigert sich sogar oft bis zu anonymen Briefen an Privat- und Behörden. Hiergegen giebt es schwer eine Hilfe. Wollte selbst der Verleumdete den Schutz und die Vergeltung des Justizwesens in Anspruch nehmen, so würde das hierbei wenig nützen, im Gegentheil Manches noch verschlimmern. Er würde eine für ihn schädliche und peinliche Sache damit nur an die große Glocke hängen und sie dadurch allgemein bekannt machen, während sonst nur beschränkte Kreise davon erfahren und zwar solche, die erbärmlich genug waren, einem Verleumder Scherz zu thunen. Unsaubere Stoffe wülst kein Kluger auf. Verachtung ist auch eine Revanche und schließlich bleibt Feinheit immer die härteste Waffe.

In erster Reihe läßt sich unumstößlich konstatiren, daß nie über Menschen — ob Männer oder Frauen — geklatscht und ihr Ruf angegriffen wird, wenn sie nicht nach irgend einer Seite hin Vorzüge, körperliche oder geistige, materielle oder ideale, besitzen. Ueber einen unbedeutenden Menschen spricht Niemand. Ein Solcher geht in der breiten sandigen Straße grauer Alltäglichkeit für die Aufmerksamkeit Anderer total verloren. Nur Vorzüge sind es, welche die Aufmerksamkeit und demzufolge gar bald den Reich erwecken.

Selbst über große Kriminalverbrecher, deren Schandthaten durch ihr eigenes Geständniß feststehen, wird nicht so viel Uebles gesprochen, wie über den respektablen Mann, der Vorzüge besitzt und sich nicht mit dem Pöbel im selben Noth gemein macht, d. h. die Klublale der Renommisten nicht besucht, nicht an ihren Stammtischen, an welchen sich Alle mit rührender Uebereinstimmung gegenfeitig belügen, mit ihnen trinkt, nicht mit ihnen politisirt und Standalstift. Notorische Kapitalverbrecher werden im Gegentheil — wenn sie zu großen Strafen verurtheilt worden sind — in Folge des Widerpruchsgeistes, welcher in der menschlichen Natur unausrottbar sitzt, von der großen Menge in Schutz genommen und bemitleidet; es

wird nach Gründen und Beweisen gesucht, daß ihre Thaten unter anderen Verhältnissen minder schwarz und verabscheuungswürdig gewesen sein würden. Sie sind eben durch sich selbst tief genug gefallen, als daß es für Verleumder oder neidische Kreaturen der Mühe lohnen sollte, sie noch mehr in den Staub zu ziehen.

Bespen nagen eben nicht an verkauten Früchten; Bespen und Maden suchen sich für ihr Zerstückungswerk stets die besten Früchte aus.

Ein besonders günstiger Boden, wo die Giftpflanze der Verleumdung am üppigsten gedeiht, sind die Sommerfrühen und Badeorte. Hier haben die Menschen Zeit genug über Persönlichkeiten, welche durch irgend einen Vorzug, oft wider ihren Willen, glänzen, die unfinstlichsten Verleumdungen zu verbreiten, und es ist nichts so absurd und albern, als daß es nicht viele gläubige Hörer und Weiterzähler finden sollte.

Der gute und schlechte Ruf wird aber in allen Fällen stets durch das eigene Bewußtsein paralytirt. Der Gallante, welcher verstanden hat, durch Verleumdung, Lüge und Befleckung den Nimbus eines Biedermannes um seine Perion zu verbreiten, weiß selbst recht gut, daß er ein Gallante ist; und dem gegenüberstehend finden der verleumdete Ehrenmann und die beglückte achtabare Frau Veruhigung und Ausgleich für das ungerechte Urtheil der Welt in dem Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung, wodurch sie Kraft zu immer neuen Anstrengungen gewinnen.

Was kümmert es den Mond, welcher ruhig und unbeeinträchtigt seine Strahlen zeigt, wenn ihn die Hunde anbellern!

(Nachdruck verboten.)

Goethe im Brockenbuch.

Eine Sommererinnerung von W. B. Zell.

Man klagt allgemein, daß die Poesie in den Fremdenbüchern allmählig anssterbe und diese Klage ist nur allzuberechtigt. Zwar fehlt es ja in keinem Fremdenbuch an Meinen und Meinlein jeder Art; aber diese Art von „Gedichten“ sind eher geeignet, dem Meinen die landschaftlichen Schönheiten, die sie preisen, zu verleiden, als ihre Reize poetisch zu verklären. Nur kleine Geister füllen heut zu Tage noch die Seiten der Fremdenbücher mit ihrem Geschreibsel, die vielen, die alle Bänke, Baumrinden, Holz- und Steinblöcke durch Einprägung ihres Namens verunzieren und gerade letztere Unflutte mag es zu Wege gebracht haben, daß berühmte Leute und große Geister es verdammen, ihrem Namen im Fremdenbuch — falls sie diesen überhaupt einschreiben — auch nur ein Wort hinzuzufügen. Schade drum! Wie viel köstlichen Humor, wie mancher stimmungsvolle, wirklich poetische Vers, wie viel gefällige Worte, die scharf und drastisch zugleich die Individualität des Schreibers charakterisiren, gehen uns da verloren. Nicht immer braucht es gerade hochgefeuert zu sein, was uns interessiert, auch der schlagfertigste Wit ist da zündende Wirkung und regt die Leser aufs angenehmste an. Daß gerade in diesem Genre der Berliner etwas leidet, ist bekannt, heute findet man aber selten eine Spur so fertigen Humors in den Fremdenbüchern. Ich möchte nicht an hervorragenden Punkten der allgemeinen Touristen-Heerstraße.

Als einen so hervorragenden Punkt möchte ich auch den Broden bezeichnen. Nicht als ob das Westfalen deselben zu den Seltenheiten gehörte und nur von Wenigen gewagt würde — ganz im Gegentheil. Ganze Schulklassen unternehmen ja in den Ferien unter Anleitung des Lehrers Partzeihen mit der Brodenpartie und gewissenhaft haben natürlich alle diese Quartaner und Terntaner ihre Namen im Brodenbuch verewigt. Hervorragend meine ich die Brodenpartie, weil sich hier der eigenartige Reiz der Darzlandschaft und des Harzgebirges mit Erinnerungen verbindet, die jedem Gebildeten in Fleisch und Blut übergegangen — die Erinnerungen an Goethe und seinen unsterblichen Faust.

Ja, Goethe's Geist umweht uns hier auf jedem Schritt und Tritt. Wir folgen ihm von Schierte und Glend aus auf den Spuren, die seine Sommer- und seine Winterpartie den Broden hinauf kennzeichnen. Wir nehmen unsere ganze Phantasie zu Hilfe, um der gottbegnadeten Dichtersele ungefähr das nachzufühlen, was sie bei jener Brodenpartie bewegte. Anfangs freilich, beim Beginn der Tour, können wir schwer begreifen, wie Goethe gerade in diese amuthige liebliche Landschaft seinen Ferienabstich in der Walpurgisnacht verlegen konnte. Ja, wenn es noch das schauerliche, widromantische Wodethal gewesen wäre! Daß hier der wilde Jäger sein Wesen mit besonderer Vorliebe treibt, begreift man gern. Aber diesen herrlichen Weg zum Broden hinauf, etwa durch die steinere Renne, wo im lauchigen Tannenbüschel über grünmoosige Steinblöcke wie flüssiges Silber die Renne herniederplätschert und in ihrem kristallklaren Wasser überall, wo es einen Ruhepunkt hat, Kresseln fliegt — hier sollen Heren und Dämonen ihr Wesen treiben? Unglaublich! Und immer wieder flüstert man dies Unglaubliche leise vor sich hin, wenn man über den steinigten Kneckenberg weiter hinanklimmt, der mit seinem niederen Tannenwuchs, den friedlichen Korbellenlein und dem ungelährten niederen Steingeröll im hellen Sonnenlicht nichts weniger als schauerlich-gruselig erscheint.

Aber dann allmählich — ob auch der Weg auf bequemen Pfaden, von Tannen umkränzt, nur bis zum Brodenzettel emporkriecht — merkt man doch, daß es in die Felsenregion hinaufgeht. Die Sonne verhillt sich plötzlich, die Nebelwälder entziehen den Felsen, und umziehen mit fabelhafter Geschwindigkeit die weite Landschaft um uns her, ein schwarzer Wind beginnt zu sausen und zu pfeifen und wird zum orkanartigen Sturm, je höher wir hinaufkommen, der Nebel formt sich zu Tropfen und rinnt uns von Haar und Kleidern, falls er sich in der von Minute zu Minute empfindlicher werdenden Kälte nicht sofort zu Reif verdichtet und so sehen wir, erschöpft vom Sturm umweht, plötzlich von einem gewaltigen Felsblock, der sich mitten auf ebenem Plateau erhebt. „Die Teufelsfanzel, auf der in der Walpurgisnacht der Böse den Hegen predigt“, erklärt der Führer, „und hier der Tanzplatz der Hegen.“ So, da begreift man plötzlich, wie Goethe hierher die Walpurgisnacht verlegen konnte. Das Sturmesiaunien erscheint uns als sehr geeignete Musik zum Genüssen und nebenbei ist man in diesem Moment sehr geneigt, die lieben Hegen um Manches zu beneiden — um den zauberkräftigen Wesenstiel zum Beispiel, der sie hoch empor zum Brodenzettel trag und ihnen die mühselige Wanderung erspart.

Und an Hegen und Teufelsfanzel denkt man während der ganzen fabelhaften Nacht, die man schlaflos oben im Brodenzettel verbringt. Nicht einen Augenblick zerreißt die dicke Nebelwand, die Alles umher in ein graues Leuchtlicht hüllt, nicht einen Augenblick schneit das schauerlich gleichmäßige Gesell des Sturmes. In einer solchen Nacht da oben auf dem Broden mag Goethe seinen Szenenabstich eronnen und seine Stelle der Walpurgisnacht gedichtet haben:

Wie rast die Windsturm durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meine Klauen!
Du mußt des Jähens alle Wege haben.
Sont türzt sie dich hinab in dieser Schlinge Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht,
Hör, wie's durch die Wälder traucht!
Aufgehende fliegen die Eulen,
Hör: Es spitzten die Säulen
Geha grüner Wälder!
Gurren und Bröden der Vögel,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzel Knarren und Sämen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Leber einander krachen sie alle.
Und durch die aberwitzigsten Klüfte
Bücheln und beulen die Äste.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Höhe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Jubelgesang!

Kristall, mit bleichen überzogenen Gesichtern finden sich manchmal die Gasse des Brodenzettels im Kaffeelokal zusammen. Der Nebel ist auch jetzt nicht gefallen, von Aussicht keine Spur; daß es überhaupt einen Sonnenaufgang irgendwo im Universum giebt, ist uns in diesem Moment sehr zweifelhaft, da winkt uns als Luftblind in so früher Verfassung nur Eins — das Brodenbuch. Nur her damit, es wird, es muß doch manches Interessante bieten. Aber nein, eintönige Reichen gleichgültiger Namen, daswischen ab und zu hingelagert ein unerträglich leichter Vers — man wendet sich verzweifelt an den gentilen Wirth des Hotels: „Hat sich denn Goethe damals nicht ins Brodenbuch geschrieben?“

„Gewiß — und jenes Scriptum wird als unschätzbare Reliquie sorgsam behütet — der Wortlaut desselben aber seitdem jedem neuen Fremdenbuch vorgegedruckt, wie Sie sich überzeugen wollen.“

„Ich schlug dich die erste Seite auf; da stand in großen Lettern gedruckt:

Was les ich hier — Gott seth mir bei!
Versuchen nicht ich alle Zinten
Empfind ich der Empfindung Zinten
In oder abseherer?
Dazwischen! Was Dein Brodenbuch
Die nicht vom Stumpfsinn ganz verlerren
Und müßt Du bilden matten Zug
Verfänger Zellen, dann, ihr Speen,
Recht zu Wohlwuns Eure Heden
Und seth, als wär er nie gewesen,
Den Wschwoich aus dem Brodenbuch!

Goethe.
Das war herzerquickend, das war echt tragical Goethisch!
Und ich begriff plötzlich, daß nach diesem Goethevers kein halbwegs vernünftiger Mensch mehr ein Poem in's Brodenbuch zu schreiben magt.

Am Fenster.

Ein Straßenbild von Ludwig Thaden.
[Nachdruck verboten.]

Man hat gesagt, daß wenn von unserer heutigen Kultur auch nichts auf die Nachwelt käme, als eine Nummer der Times, man doch aus dem Inhalt sich annähernd ein Bild würde machen können von dem Leben des modernen Menschen und wie er auf Erden sich eingerichtet hat. Entsprechend würde auch für denjenigen, dem es nie gestattet worden, aus seinen vier Wänden herauszukommen, ein Blick aus einem Fenster meiner Wohnung genügen, um ihm auf einem Raum von einigen hundert Quadratmetern alles das zu zeigen, was den Stolz des neunzehnten Jahrhunderts ausmacht, dem wir den größten Theil der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten unserer täglichen Lebens verdanken; er würde ihm den Menschen von heute zeigen fast von der Geburt bis zu seinem Tode, in Freud und Leid, in seiner ganzen viel verzweigten Thätigkeit, in seiner Blüthe und Entartung, in allen Höhen der Entwidlung.

Was zunächst ins Auge fällt, ist freilich meistens nichts weniger als anmutend — alles grau in grau, graue Dächer, graue Steinmauern, graue lang sich bohrende

Straßenseiten, Fuß, Rauch und Staub. Dann hebt aus dem Dunst zunächst eine Kirche sich empor aus rothbraunem Backstein mit kahlen, schmucklosen Thürnen und einem Hof, von dem nur einige Baumstämme und ein schmaler Rasenplatz für uns sichtbar bleiben. Hinter ihr nach rechts hin dehnt eine große Gasanstalt sich aus mit langen Arbeitshallen, hochragenden Gasmotoren und noch höheren Schloten. Ihr zur Seite wälzt die Spree ihre dunklen Fluten dahin, Kähne, Dampfer und Flüsse tragend. Von der Brücke, welche breit und maßlos über den Fluß her sich wölbt, fällt nur noch die nördliche Ecke in unsern Gesichtskreis. Links begrenzt die gegenüberliegende Seite der Straße eine Mädchenkule mit einem großen Hof. Ueber die Straße hinweg fährt in niedrigem Bogen die Stadtbahn, hoch durch die Luft eine Telephonleitung mit vielleicht zwei bis drei Dutzend Drähten. In der Ferne glänzen die Scheiben eines großen Bahnhofs.

Das ist der äußere Rahmen, in welchem das Tagesgetriebe mit stets wechselnden, stets fesselnden, stets neu anregenden Bildern sich abspielt.

Es ist Morgens gegen vier Uhr. Die Sonne ist eben am Horizont emporgetaucht und färbt den östlichen Theil des Himmels goldig roth. In den Straßen ist es noch kühl, nur in langen Zwischenräumen hohler schlüfrig einige Nachdroschken vorüber. Die Spalten lärmten, die Schwalben zwitschern, auf einem vorstehenden Giebel des Kirchenbaches schmettert silberglänzend ein Staar sein Morgenlied der Sonne entgegen. Nun kommen schon einige Wagen mit Grüntraum, Gemüse, Fleisch, Butter und Milch vorübergefahren, spät heimkehrende Nachschwärmer mischen sich mit schon vom Bahnhof hereinziehenden Fremden. Aus dem Innern der Stadt wird das Gebrause flöter, härter, lauter und lauter, immer reger wird es auf der Straße, die Trottoirs beleben sich. Nun rollt bereits die erste Pferdebahn vorbei, Gefährt folgt dem Gefährt, leere Rollwagen, Wagen mit Baumaterialien — Steinen und gelblichem Kalk — mit Eisen, Kohlen, Bierfässern. Probaustragende Jungen, Männer, Mädchen und Frauen im Arbeitskleide eilen vorüber; nun kommen bereits die Kinder zur Schule gelaufen, die Mädchen mit der Büchertasche in der Hand, die Knaben mit dem Kängel auf dem Rücken; die Läden öffnen sich. Die Stadt ist erwacht und das Tagesleben beginnt.

Wie dieses Tagesleben sich gestaltet — der Großstädter merkt es kaum. Er ist an den brausenden Strom des Verkehrs mit seinen stets wiederkehrenden Typen und charakteristischen Erscheinungen so gewöhnt, daß es schon eines ganz besonderen Anlasses bedarf, seine Gleichgültigkeit zu besiegen und sein Auge zu reizen. Erst bei fortgesetzter, eindringlicher Beobachtung werden wir uns bewußt, wie viel dort eigentlich zu sehen ist und aus wie vielen verschiedenen Einzelheiten das Schauspiel, das jeder Tag uns bietet, in seiner Totalität sich zusammensetzt. Dort hat eine Anzahl Frauen und Mädchen auf den Stufen und Wangen einer Freitreppe sich zusammen gefunden. Die Sänglinge, die sie auf dem Arm tragen, sind nicht sehr hübsch gekleidet, nicht einmal sauber, aber sie sind gerade so hübsch und rosig, wie jener dort, der in bequemen Wägelchen von Seide und Spitzen verhillt von der Amme aus dem Spreewalde vorbeigefahren wird. Dort vor der Kirche spielen eine Anzahl vier- bis fünfjähriger Knaben und Mädchen durcheinander. Es sind einige unter ihnen, die nicht Strümpfe und Schuhe an den Füßen haben, andere im Sammethöschen, Mädchen und weissen Strohhut. Nach sich die Standesunterschiede nicht zwischen ihnen ausgeprägt, aber auch sie sprechen schon von Geld und Gut, Reich und Arm. Schärfer wird die Differenzierung, sobald das Kind das schulpflichtige Alter erreicht hat. Dort hinein in die Schule jenseits der Straße verirrt sich nur selten ein Goldfisch. Die Kleider, welche die Schulkinder tragen, sind stets sauber, aber wenig kostbar und wenig elegant. Aber schauen wir nur ein wenig hinunter auf das Trottoir. Sieht Du dort das Mädchen mit dem Sonnenschirm, dem kurzen flatternden Kleidchen, dem zierlichen Büschen auf dem blonden Zopf? Sie ist kaum acht Jahre alt, aber ehrt Du nicht schon das Modestücken von achtzehn Jahren in ihr? Und dort sind ja auch der Herr Papa und die Frau Mama — er in hohem Hut, weißer Weste und schwarzem Seitenrock, sie in weit nach hinten sich aufschaukelndem Seidenhock, im Affenzügelchen, das Kattschürchen weit auf der hochaufgekämmten Fehler begonnen, in hellen Haaren krönen die Schulkinderinnen auf den Hof, jubelnd wirbeln sie durcheinander — rasch aber ordnen sie sich in eine lange Schlange zusammen und schreiten sie fünf und sechs neben einander unter Aufsicht einer Lehrerin ehrbar und geht wie alle Damen dahin. Tollheit, Hebermut, Tanzen, Laufen und Springen scheinen ihnen bereits grüßlich ausgegetrieben, selbst auf der Straße scheinen sie hübsch mauerlich, ruhig und ernst. Um so eiliger hastet die ältere Menschheit vorwärts, besonders der Jünger Merkurs. Er ist stets wohlgekleidet und trägt stets etwas unter dem Arm, wenn es auch weiter nichts ist als ein Regenstirn. Häufig begleitet ihn ein Dienstmann hoch bepackt mit Pöden und Paqueten. Nicht so leicht zu unterscheiden sind die verschiedenen anderen Gewerbetreibenden. Jener da mit der hohen Seidenmütze und der weißen Schürze ist freilich nicht zu verkennen — er ist Fleischer; der dort mit den schwarzen Händen und der ruhigen Blouie ein Schlosser oder Großschmied, das kleine zierliche Mäuschen mit dem unternehmenden Gesicht ohne Zweifel ein Schneider, der Würdige, Nachdenkliche mit den Collettes in dem bleichen Gesicht ein Kellner. Aber jener dort mit der kleinen Mütze unter dem Arm — es ist ein Student? Nein, er ist nur Barbier; Nur? Hüte Dich, Freund, daß er Dir nicht gelegentlich dieses Wort einmal einreibt. Studenten trifft Du in unserem

Bierlei nicht häufig. Aber einseln findest Du auch hier die bunte Mütze und das Verbindungsband. Willst Du einmal zu Mittag essen dort unter dem Stabshofbogen in der Alhambra fünf sechzig Pfennig — und gar nicht schlecht, sage ich Dir — so wirst Du sie dort in größerer Anzahl beheimensfinden. Der Arzt, der Jurist, der Beamte, sie verschwinden, von der alles nivellirenden Kultur befeht, unter der Menge. Sieh nur den dort mit dem Affenbüchel, dem grauen Haar, der großen Brille und dem schäbigen Rock. Kein, spähend, ironisch, laich hübsch lächelnd schaut er um sich — er gehet zum Gericht, wenn auch vielleicht nur als Winkeladvokat. Der Postbote rennt von Haus zu Haus. Der dort an der Straßenecke mit der Pfeifehaube, der so wädelig von oben her in das Getriebe hineinseht — es ist ein Schumann, wenn Du es noch nicht weißt. Er ist der gemüthlichste von allen und wird Dir mit Rathschlägen und Fingerzeigen, so wie er kann, zu Hilfe kommen, wenn Du ihm nur ein gutes Wort gönnen willst. — Wie die Mienen auf der Spur, so sind dort unten in dem farblosen Einzel — die Damen. Freilich bedekt und verhillt, mit Ausnahme der wenigen Sommermante, häufig unter hundert der Regenmantel, wie die Nacht allen Glanz und Schimmer, alle Lächer und Wüsten. Aber welche Mannigfaltigkeit in allem, was zum Schmuck des Kopfes gehört, welcher Reichthum selbst hier in den Farben. Siehst Du dort das Mädchen mit den lang über den Rücken herabhängenden Zöpfen! Wie hübsch sie angezinkt! Es ist eine von — jen en Damen. Und jene dort in Sammet mit der flürenden Kette am Handgelenk? Auch hübsch weiß und rosig bepinzelt ist sie. — Es ist vielleicht eine wirtliche Dame. Der Unterschied ist nicht groß, meinst Du? Wer wird denn so groß sein! Jene dort nach der neuesten Mode gekleidet mit dem hochragenden Hut ist eine Konfektionäre — ihre Nachbarn mit den zierlichen Gängen, dem bleicheren Gesicht und der beiseiteneren Kleidung eine Nähterin. Leicht kenntlich ist die Köchin und das Mädchen für Alles. Sonst aber trägt das Weib das Signum dessen, was es ist und treibt, viel weniger ausgeprägt mit sich herum als der Mann.

Lauflos eilen die Menschen an einander vorbei, sie kümmern sich nicht um einander, sie verhalten sich wie die Atome als sie noch indifferent und ungelattet im Raume sich herumtreiben. Und doch wehlt ein Lärm — ein Gevölk von Tönen, das selbst die geschickteste Tonmalerei nicht würde wiedergeben können! — Die Violoncello pfeifen, die Trambways klingen, die Wagen donnern, die Pferde stampfen auf dem Pflaster — das flattert, rührt, rauscht und raselt, daß selbst die Trompetenstimme eines Feiertags nicht durchdringen vermögen. — Was der Mensch an Farbe für seine Perion gepart, das hat er an den Beschaffen aller Art, deren er sich bedient, wieder gut zu machen gesucht — die Wagen der Post sind gelb, die der Badefabrikgesellschaft und die Sprengwagen sind roth, die Käfige der hohen Behörde am Vollenmarkt, des Polizeipräsidii grün, die Droschken und Privatwägenwerke schimmern in allen Nuancen des Regenbogens. Und so mannigfaltig wie die Farben, so mannigfaltig sind auch die Formen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ektular- und Gemüthskurtag.

Oktober 1886.

- 24. 24. Oktober 1836. „Gründung der „Constitucione Cortes“ in Madrid, durch welche Maria Christina als Regentin von Spanien bestätigt und die Verfassung von 1812 zur ewiglichen Wiedererrichtung einer Revolution unterzogen wurde.“
- 27. 27. Oktober 1786. „Geboren in Leipzig J. L. W. G. d., hervorragender deutscher Rechtsgelehrter, seit 1809 in Königsberg, Weimar und Leipzig, hier zuletzt als Präsident des Appellationsgerichts, beehrte mehrere vortheilhafte Auswärtiger des Corpus juris civilis, geboren in Leipzig 14. Febr. 1860.“

Mädel von F. W.

D, ich hob gar viele Augen,
Eine große Zahl.
Nur zum Sehen nimmer taugen
Sie ein einzig Mal;
Schwarz und glänzend blinzelte sie,
Aber hier und ohne Leben
Mir verflohen winten sie —
Wirt du ihnen wiederleben.
Ach, du schenkt den falschen Augen,
Reimlich wohl mit Grau,
Was hoch deiner Inn nicht taugen
Mag, gar leicht Verzeu;
Wirt du klappen mein Geben,
Wirt du's oft gar lieblich finden,
Doch, ob's dir zum Glück mag sein?
Meine Augen werden's finden.

Charade.

Wie glänzte die Erle in funkelnder Pracht!
Ich habe sie frühlich durchgemessen.
Bis Schonenen ich nicht bei dunkelnder Nacht
In der Wäette n — Schlicht nach Ehen.
Da ging ich zum Wirtshaus — es strahlte mir
Entgegen in freundlichem Glanze —
Da schmeckte so prächtig zum schäumenden Bier
Das röhlich schimmernde Gausse.

Lösungen aus Nr. 42.

- 1. Anagramm: Hans, Aime 2. Charade: Steinmetz.
- 3. Silben-Aufgabe: Dante, Alghibridel, Samel, Norma, Glabell, Indun, Grot, Souffeur, Traudle, Albrcht, Dorin, Lantime, Ferenbach. (Das neue Stadt-Theater in Halle.)

Korrespondenzen.

Emil Jüdel. W. Richter in A. Alles richtig. Carl Wilmanns, Souffe Steinbach in S., Johanne Schödel in W., G. S., W. S., 2 und 3 richtig. Antone Seebach in S., Emil Weining 2 richtig. W. Hoffmann, S. Zimmer, Meia Müller 3 richtig.